

C GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTEN

CB BILDUNG UND ERZIEHUNG

CBB Hochschulwesen

Universität <WIEN>

14. - 16. Jahrhundert

AUFSATZSAMMLUNG

- 12-4** *Die Universität Wien im Konzert europäischer Bildungszentren* : 14. - 16. Jahrhundert / hrsg. von Kurt Mühlberger und Meta Niederkorn-Bruck. - Wien [u.a.] : Böhlau ; München : Oldenbourg, 2010. - 278 S. : Ill., graph. Darst., Kt. ; 24 cm. - (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung ; 56). - ISBN 978-3-205-78490-6 (Böhlau) - ISBN 978-3-486-59224-5 (Oldenbourg) : EUR 49.80
[#2274]

Das 650jährige Jubiläum der Universität Wien, gegründet 1365 von Herzog Rudolf IV. von Österreich und seinen jüngeren Brüdern Albrecht III. und Leopold III., steht aus Sicht des Jahres 2012 unmittelbar bevor. Schon Ende Juni 2007 hatte sich deshalb eine internationale, interdisziplinäre und interinstitutionelle Gruppe von Wissenschaftlern im Archiv der Universität versammelt, um auf einer Tagung des neugegründeten Wiener Arbeitskreises für Universitätsgeschichte die ersten drei Jahrhunderte der Wiener Universitätsgeschichte auszuleuchten.¹ Veranstaltet vom Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Kooperation mit dem Archiv der Universität Wien und der im Archiv angesiedelten Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte wurde in 21 Vorträgen, verteilt auf fünf Sektionen, eine große Bandbreite an Themen behandelt. Der vorliegende Tagungsband² von 2010 unterscheidet sich mit seinen 15 Beiträgen in vier Sektionen allerdings deutlich vom ursprünglichen Programm: Einige Vorträge fehlen - darunter die zwei der nicht in den Band übernommenen fünften Tagungssektion *Zur Verschriftlichung des Wissens* -, zwei Aufsätze sind neu hinzugekommen (der von Kurt Mühlberger und der erste von Meta Niederkorn-Bruck), zudem gibt es einige inhaltliche Verschiebungen.³ Das Vorwort Karl

¹ Das Programm findet sich unter:

www.wissenschaftsgeschichte.ac.at/files/tagungen/AK07Prog.pdf [2012-12-21].

² Inhaltsverzeichnis: <http://d-nb.info/998700029/04>

³ Fehlende Vorträge: Sektion I *Das Kuttenger Dekret (1409), der Abzug der deutschen Studenten und Professoren aus Prag und die Entstehung der Universitäten im Alten Reich (Leipzig, Rostock und die Stärkung der Universitäten Krakau, Wien, Heidelberg usw.)* (Michal Svatos); Sektion II *Students from Hungary at the*

Brunners (S. 7 - 8) vom Institut für Österreichische Geschichtsforschung gibt gleich zu Beginn eine Definition von Wissenschaftsgeschichte, über die sich die Kooperation des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, des Instituts für Geschichte der Universität Wien, beide vertreten durch die Co-Herausgeberin Meta Niederkorn-Bruck, und des Archivs der Universität Wien, vertreten durch den Co-Herausgeber Kurt Mühlberger, auch über den Tagungsband hinaus konstituiert: „Sie untersucht die Schnittstellen zwischen Universität und Gesellschaft und die Parameter, die eine akademische Forschung und Lehre unter den jeweiligen Zeitumständen fördern oder behindern“ (S. 7). In der Einleitung der beiden Herausgeber (S. 9 - 10) wird vor diesem Hintergrund das wissenschaftliche Programm des Bandes aufgerissen, der keine übliche Institutionengeschichte - zumindest nicht ausschließlich - bieten, sondern die Universität Wien „in den Kontext der europäischen Hochschul-, Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte des späten Mittelalters und der beginnenden Frühen Neuzeit“ (S. 9) einordnen möchte: „Es war ein wesentliches Ziel, die Rolle und den jeweiligen Standort des Wiener Studiums im großen ‚europäischen Orchester der Wissenschaft‘ herauszuarbeiten, aber auch Besonderheiten herauszustellen, die das Wiener Studium charakterisieren. Neben den politischen Zielen, wissenschaftlichen und persönlichen Interessen des landesfürstlichen Gründers, [!] ist es besonders die Einbettung der Studiengemeinde in das städtische Umfeld und die sich daraus ergebenden sozialen Konflikte und Interaktionen. Darüber hinaus sind Universitäten in ein überregionales Netzwerk der Wissenschaft und allgemeiner Wissenswelten eingebunden, das sich in zahlreichen personellen Beziehungen und Kooperationen manifestiert, welche mit dem Aufkommen des Renaissance-Humanismus noch wesentlich verstärkt werden. Die akademische Migration als soziales wie auch als wissenschaftsgeschichtliches Phänomen (‚Wissens- und Wissenschaftstransfer‘) ist in diesem Zusammenhang ein zentrales Forschungsthema, dem noch mehr Aufmerksamkeit zu schenken sein wird. Dabei gilt es den ‚Netzwerken‘, die durch die Lehrenden und Studierenden aufgrund ihrer geographischen und sozialen Herkunft bestehen, und jenen, die sie wiederum durch ihre Karrieren begründen, besondere Beachtung zu schenken“ (S. 10). Als weitere thematische Aspekte des Bandes benennen die Herausgeber das Alltagsgeschehen an der Universität, hier insbesondere das Zusammenleben von Lehrenden und Lernenden in den verschiedensten Gemeinschaften, dann den akademischen Unterricht hinsichtlich Methodik und Inhalten, und zwar bezogen auf alle vier Fakultäten, schließlich die Karriere - oder auch Nicht-Karriere - der Universitätsbesucher und die Wirkmächtigkeit der Universität

University of Vienna 1377 - 1526 (Anna Tüskés) und *Die Exklusionen aus der Wiener Universität im späten Mittelalter* (Wolfgang Eric Wagner); Sektion III *Die Frühzeit der Juridischen Fakultät in Wien* (Winfried Stelzer) und *Das „Wiener Artistenregister“. Ein Findbehelf zu den Acta Facultatis Artium, 1416 - 1555* (Thomas Maisel); Sektion IV *Anmerkungen zum Wiener Collegium poetarum und zur Praxis der Dichterkrönungen* (Kurt Mühlberger); Sektion V *Im Blick des Humanisten - Die Alma Mater Rudolphina in den Wien-Beschreibungen des Eneas Silvius Piccolomini* (Martin Wagendorfer) und *Texte für den Unterricht* (Meta Niederkorn(-Bruck)).

in Politik, Gesellschaft und Wissenschaft, zuletzt aber auch die Einbeziehung von Realien und archäologischen Erkenntnissen. Unterteilt ist der Band in vier Sektionen, die bis auf die fehlende fünfte von der Tagungsgliederung übernommen wurden, deren - wenn auch durchaus sinnvoll erscheinende - Konzipierung allerdings nirgends eigens thematisiert wird.

In Sektion I *Gründung und Verankerung im Umfeld* macht Karl Ubl mit dem in der Vortragsversion noch *Einige Bemerkungen zum Gründungsprivileg der Universität Wien*, jetzt aber konkret *Die Universität als Pfaffenstadt. Über ein gescheitertes Projekt Rudolfs IV.* (S. 17 - 26) betitelten Beitrag den Anfang. Herzog Rudolf IV. hatte in dem Gründungsprivileg von 1365 die Einrichtung eines geschlossenen „Universitätscampus“ - zu deutsch „Pfaffenstadt“ (S. 17) -, innerhalb dessen die Studenten Sonderrechte bei der Anmietung von Wohnungen und den besonderen Schutz des Landesherrn genießen sollten, vorgesehen. Ubl spürt diesem in seiner Konsequenz vorbildlosen, durch den frühen Tod Rudolfs freilich nicht verwirklichten Projekt unter der Prämisse, daß der Passus kaum zufällig in der vorliegenden Form in das Privileg aufgenommen worden sei, nach. Er schließt sich zunächst Frank Rexroth an, wenn er Rudolf bei der Konzeption der Urkunde sich aus einer spezifischen Erwartungshaltung des Papstes heraus an das Vorbild Paris anlehnen ließ, will die Pfaffenstadt dagegen nicht als bloße Imitation des Pariser ‚quartier latin‘ sehen. Bei der Frage nach den Vorbildern weist Ubl auf Parallelen zur Krakauer Gründungsurkunde von 1364 hin, hebt allerdings das viel größere Ausmaß der Wiener Begünstigungen und die auch topographische Geschlossenheit der Pfaffenstadt hervor. Für Paris gibt er dann einen Überblick über den universitären Immobilienbesitz und arbeitet heraus, daß das ‚quartier latin‘ an der Mitte des 14. Jahrhunderts noch gar nicht endgültig als solches ausgeprägt gewesen sei; vielmehr habe es gerade, als Albert von Sachsen, einer der Mitunterzeichner des Wiener Privilegs, an führender Stelle in Paris wirkte, eine breite Diskussion zur Verbesserung der Raumsituation der Universität in Abgrenzung zur Stadt gegeben. Eben die Pariser Erfahrungen seien jetzt in das Wiener Gründungsprivileg eingeflossen, jedoch nicht als Imitation, sondern im Sinne der Verbesserung, vor Augen den Idealzustand eines Campus nach dem Vorbild des geschlossenen Kollegiums anstelle von in die städtische Infrastruktur integrierten Universitätsgebäuden. Mit der Universität, durch deren enge Anbindung an den Herzogshof die Einheit von politisch-ökonomischem und geistigem Zentrum hergestellt werden sollte, habe Rudolf nicht zuletzt in Konkurrenz zu Prag und Krakau Wien den Rang einer Hauptstadt des Habsburgerreichs geben wollen, auch wenn die „Vision“ (S. 26) der Pfaffenstadt vorerst gescheitert sei.

Es folgt Harald Berger über *Personen, Lehrveranstaltungen und Handschriften aus der Frühzeit der Universität Wien* (S. 27 - 36) - der Vortragstitel lautete *Europäische Bildungszentren als personelle Quellen der frühen Universität Wien* -, der in seinem Beitrag die insgesamt doch sehr mageren Kenntnisse zum Lehrkörper und zum Lehrbetrieb vor der Reform der Universität 1384 zu erweitern sucht. Dafür erschließt er bisher unbeachtete Quellen,

nämlich zahlreiche Handschriftenkolophone, die zumeist aus Abschriften von Werken Alberts von Sachsen, des Wiener Gründungsrektors, stammen. Albert, der auch für die Auswahl eines Großteils des frühen Lehrpersonals verantwortlich gezeichnet haben dürfte, ist Dreh- und Angelpunkt der namens- und datengesättigten Studie, die aus einem profunden Überblick über die Handschriftenüberlieferung schöpft. Daß über Albert von Sachsen ebenso wie über Thomas von Kleve, die zwei wichtigsten Personen in der Frühzeit der Universität, engste Verbindungen zu Paris, wo beide vordem wirkten und von wo sie auch Schüler mitbrachten, bestanden, ist allseits bekannt. Erstmals kann Berger aber auch Beziehungen zu Prag wahrscheinlich machen, so für den Juristen Johannes von Pergau und den Artisten Ludger vom Bruch, die beide wohl aus Prag kamen - während in Wien sonst kaum Prager Lehrer zu finden seien -, für letzteren zudem nach Erfurt. Vor allem weiß Berger hier jedoch Belege für Alberts Lehrtätigkeit in Wien, und zwar sowohl in Form von ordentlichen als auch außerordentlichen, nämlich privaten Lehrveranstaltungen, beizubringen, sogar aus den allerersten Wochen des Universitätsbetriebs. Er zeigt auch, daß dieser schon im Frühjahr 1364 an der Wiener Stephansschule tätig war, wobei er die „anfänglich enge Verwobenheit, wenn nicht Identität von Universität und Stephansschule“ (S. 28) bis 1384 hervorhebt. Auf das Wiener Lehrangebot schließt Berger maßgeblich aus Alberts Pariser Zeit, zu der er ebenfalls einige neue Details bietet; es seien die „bewährten Werke des Pariser Nominalismus“ (S. 33), etwa Albert selbst oder Buridan, gewesen, die hier gelesen wurden. Zahlreichen weiteren Personen im Umfeld Alberts von Sachsen - darunter nicht nur Lehrern, sondern auch ein paar Studenten - spürt Berger anhand seiner Quellenfunde prosopographisch und mit Blick auf das akademische Itinerar nach und bietet dadurch viele das bislang recht konturlose Bild schärfende Einzelbeobachtungen.

Christian Lackners Thema ist *Wissen für den Hof. Die Universität Wien und der Hof der österreichischen Herzoge im späten 14. und frühen 15. Jahrhundert* (S. 37 - 51), mithin deren gegenseitiges Verhältnis in Bezug auf personelle Verbindungslinien und Wege des Wissenstransfers. Zuerst widmet sich Lackner Orten, Formen und Personen des Kontakts; eine Präsenz des Herzogs an der Universität lasse sich kaum belegen - er verweist jedoch auf den „Bereich der ritualisierten Begegnung von Fürst und Universität“ (S. 40) in Form der feierlichen Fürsteneinholungen und der Universitätsmessen zu Ehren des Fürsten -, von Amtsträgern des Hofes aber durchaus. Lackner konzentriert sich dabei auf den herzoglichen Kanzler Berthold von Wehingen, dessen langjährige Schlüsselstellung für den Zugang der Universität zum Herzog bzw. Hof er detailliert charakterisiert. Mit Blick auf die höfische Betätigung von Universitätsangehörigen konstatiert Lackner dann für die Juristen eine auffallende Hofferne, während für die Mediziner der Leibarztberuf in der Frühzeit eine wichtige Rolle gespielt habe; für die Theologie, an der Herzog Albrecht III. ein persönliches Interesse gehabt haben soll, sei mit ganz wenigen Ausnahmen ebenfalls keine Hofnähe im Sinne von höfischem Dienst festzustellen. Im Zentrum steht hier Heinrich von Langenstein, der mit seinen Schriften in Fragen der Kirchenpo-

litik und speziell des Schismas dem Herzog seine Dienste allerdings angeboten habe, wenn auch letztlich ohne Erfolg. Im Bereich der Universitäts- und Studienorganisation habe er als herzoglicher „Universitätsachverständiger“ (S. 47) seit der Universitätsreform 1384 freilich eine einflußreiche Position innegehabt, etwa bei der Abfassung von Statuten. Als neuen Aspekt der Tätigkeit Langensteins macht Lackner wahrscheinlich, daß er es war, der mit Erfolg gegen die Tendenz der 1370er Jahre, daß sich die Universität wegen der dominierenden Stellung der Juristenfakultät verstärkt am Prager Universitätsmodell orientierte, zugunsten des ursprünglichen Pariser Leitbilds gewirkt habe. Zuletzt stellt Lackner auf literarischem Gebiet rege Beziehungen zwischen Universität und Hof fest, indem fast alle Werke der sogenannten Wiener Übersetzungsliteratur, die eine einheitliche geistlich-religiöse Grundausrichtung kennzeichne, im universitären Umfeld entstanden seien. Die „nützlichen Dienste“ der Universität für den Herzog sieht er „primär im literarischen Wissenstransfer zwischen Universität und Hof“ (S. 51) infolge eines breiten hoforientierten Schrifttums, für das jedoch nicht die großen Theologen, sondern eher die zweite und dritte Garde verantwortlich gezeichnet habe. Resümierend hebt Lackner die besondere Stellung Wiens im Verhältnis von Universität und Hof hervor; im Gegensatz etwa zu Heidelberg, wo man auch finanziell stark vom Pfalzgrafen abhängig war, sei Wien sowohl organisatorisch als auch vom Selbstverständnis her kein Annex des Hofes, der Hofdienst gegenüber der professoralen Existenz ganz sekundär gewesen.

Den Schluß macht Kurt Mühlbergers Beitrag *Universität und Stadt im 14. und 15. Jahrhundert am Beispiel Wiens. Wesentliche Grundlagen und ausgewählte Szenen einer „konfliktbeladenen Harmonie“* (S. 53 - 83), der demnach einem weiteren Beziehungsfeld der Universität Wien nachspürt. In einer ganzen Reihe von Kapiteln thematisiert er verschiedene Facetten des Verhältnisses, angefangen bei der Universitätsgründung, wo auch die Stadt miteinbezogen wurde, die in einer eigenen Urkunde, die Mühlberger ausführlich analysiert, die neue Institution und deren Privilegien anerkannte und auch bei der Universitätsreform Albrechts III. 1384 das herzogliche Privileg mitbesiegelte. Auch Mühlberger stellt die Frage, inwieweit die Universität Wien vor 1384 angesichts einer sehr weitgehenden räumlichen, personellen und lehrinhalten Anknüpfung an die traditionsreiche Bürgerschule an St. Stephan überhaupt selbständig existiert habe. Eigentlich habe sich die frühe Universität, die nur aus Artisten- und kanonistischer Fakultät bestand, lediglich rechtlich von der bisherigen Schule unterschieden, und vielleicht habe die Stadt über ihr Bildungsmonopol für Wien anfangs sogar die Universität kontrolliert. 1384 wurden dann nicht nur die entscheidenden personellen und organisatorischen Maßnahmen für eine nachhaltige Belegung des Lehrbetriebs getroffen, sondern jetzt sei auch die Stadtschule, die weiterhin großes Ansehen genoß, fest in die Universität integriert worden. Zudem wurde - nachdem das Projekt der Pfaffenstadt als geschlossenem Campus auch am Widerstand der Bürgerschaft gescheitert wäre - die Raumfrage gelöst; mit dem Herzogskolleg beim Stubentor, dem bald zahlreiche weitere Gebäude der Kollegien, Fakultäten und Bursen folgten, wurde der Grund-

stein für ein eigenes, aber in die Stadt integriertes Universitätsviertel gelegt. Was den Alltag zwischen Universität und Stadt betrifft, so spricht Mühlberger statt von der oft einseitigen Konfliktperspektive von „konfliktbeladener Harmonie“ (Titel), doch gibt er speziell für die Konflikte sieben kurze Beispiele vom ausgehenden 14. bis zum beginnenden 16. Jahrhundert. Streitpunkte waren die Privilegien der Universitätsangehörigen und daraus resultierende Kompetenzstreitigkeiten mit städtischen Beamten, ferner der Versuch der Bürgerschaft, gerade in Notzeiten die Universität an den städtischen Lasten zu beteiligen, etwa an Verteidigungsarbeiten bei der Belagerung Wiens 1485. Nichtsdestotrotz betont Mühlberger die Berührungspunkte, die Kooperation und die Befruchtung - mithin den Mehrwert der Universität für die Stadt -, auch wenn die personellen Wechselbeziehungen eher gering gewesen seien, da nur wenige Wiener auch in Wien studiert hatten. Die Erwartungshaltung der Stadt, daß die Universität für die Ausbildung einer lokalen Elite in Kirche, Regierung und Verwaltung bereitstehe, sei aber präsent, der städtische Bedienstetenkreis recht bald stark akademisiert, ein Bedarf an gelehrtem Wissen also vorhanden gewesen.

Sektion II *Lehrende, Lernende und Lehrinhalte* setzt ein mit Christine Glaßner und *Wiener Universitätshandschriften in Melk. Bemerkungen zum Lehrbetrieb an der Wiener Artistenfakultät* (S. 87 - 99), die von den ca. 1200 mittelalterlichen Handschriften der Stiftsbibliothek Melk ungefähr fünf Prozent mit dem Wiener artistischen Studium in Verbindung bringen konnte. Zu Beginn stellt sie eine typische derartige Handschrift vor, die mehrere zwischen 1405 und 1455 entstandene Texte zum Trivium, genauer zu Grammatik und Rhetorik, versammelt, wobei die ursprünglich selbständigen Faszikel Ende des 15. Jahrhunderts in Melk zu einem Gebrauchscodex zusammengefügt wurden. Im Gesamtüberblick über die Melker Viennensia - Glaßner weist darauf hin, daß deren Anteil bei Einbeziehung auch der drei höheren Fakultäten deutlich größer ausfallen würde - kann sie neben diesem ersten Handschriftentyp zwei weitere ausmachen. Der zweite überliefere nur einen einzelnen oder wenige Texte in einem Fremdeinband ohne eigenes Signatursystem, der dritte umfasse Handbücher und Sammelbände von früher in Wien studierenden oder lehrenden Konventualen aus Melk, die diese Texte selbst niedergeschrieben oder sogar verfaßt hätten. Im Anschluß daran fragt Glaßner, inwieweit die Melker Codices den Lehrbetrieb an der Artistenfakultät, wie er in normativen Quellen aufscheint, widerspiegeln; dazu gibt sie für drei ausgewählte Lehrveranstaltungsarten - Lectio/Vorlesung, Pronuntiatio/Gruppendiktat und Exerцитium/Übung - einige Beispiele, die kurz analysiert werden. Zuletzt richtet Glaßner den Blick auf den Weg der Handschriften von Wien nach Melk, was stets relativ zügig, durch Lernende oder Lehrende, Klosterexterne oder Klosterinterne, erfolgt sei. Sie macht deutlich, daß - bedingt durch die Ideale der Reform - ein Großteil der Melker Konventualen eine akademische Ausbildung gehabt habe und Wien gerade für die Reformer der wichtigste Hochschulort gewesen sei. Glaßner gibt noch einen prosopographischen Überblick über die neun Äbte des 15. Jahrhunderts seit Einsetzen der Reform, die alle in Wien studiert und vier auch

dort gelehrt hatten; insgesamt seien aus der gezielten und noch deutlich auszuweitenden Repertorisierung von universitären Handschriften neue Erkenntnisse zum Lehrbetrieb nicht nur an der Wiener Artistenfakultät zu erlangen.

Der Blick von außen. Die Anziehungskraft der spätmittelalterlichen Universität Wien auf Studenten und Gelehrte (S. 101 - 112) ist die Perspektive von Christian Hesse auf „den Platz der Rudolphina innerhalb der ‚Hochschul-landschaft‘ des deutschsprachigen Raumes“ (S. 102) während der zweiten Hälfte des 15. und der ersten des 16. Jahrhunderts. Anhand der umfangreichen Daten des **Repertorium Academicum Germanicum** analysiert Hesse, der seine Ergebnisse auch in Karten veranschaulicht, die vier Indikatoren Anzahl der Universitätsbesucher, Rekrutierungsraum der Studenten, Anzahl der rezipierten Artistenmagister und Anzahl der artistischen Promotionen. Nahm Wien bei der Besucherzahl von den hier berücksichtigten Universitäten - Löwen etwa konnte noch nicht miteinbezogen werden - in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch den Spitzenplatz ein, so verringerte sich der Abstand anderer Studien bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts kontinuierlich, als Wittenberg und andere Wien deutlich übertrumpften. Parallel dazu veränderte sich auch die Herkunft der Studenten, die anfangs weiträumig die südlichen und westlichen Reichsteile erfaßte, während etwa Heidelberg territorial definiert war, sich später aber engerräumig auf Wien und das Umland konzentrierte, während jetzt gerade Wittenberg weit ins Reich ausstrahlte. Die Rezeption von Artistenmagistern war reichsweit zwar gering, jedoch hielt Wien hier über den gesamten Zeitraum seine Spitzenstellung, konnte seine Attraktivität im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts sogar steigern - Hesse vermutet einen Zusammenhang mit der Blüte der Juristenfakultät -, auch wenn die anderen Universitäten zügig aufholten. Bei der Promotionsquote hatte Wien stets einen sehr niedrigen Stand, obwohl in absoluten Zahlen viele Promotionen stattfanden, deutlich weniger aber als beim Spitzenreiter Köln; später fiel der Wert nochmals, und Wien wurde auch absolut von Universitäten wie Tübingen übertroffen. Gründe für das „Abgleiten der Universität Wien im Verlauf der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in das Mittelfeld“ (S. 107) sieht Hesse im demographischen, wirtschaftlichen, kirchlichen, verwaltungstechnischen und konfessionellen Bereich, dazu kriegerische Auseinandersetzungen wie die Türkenkriege, vor allem freilich in der universitätsgeschichtlichen Umbruchszeit, markiert durch die zweite Gründungswelle und die Reformation. Hesse weist abschließend darauf hin, daß sein dürres Zahlenmaterial noch durch umfangreiche Forschungen unterfüttert werden müsse, um insbesondere für die Erklärungsansätze belastbare Aussagen treffen zu können.

Ulrike Denk widmet sich zu Sektionsschluß dem Thema *Studentische Armut an der Universität Wien in der Frühen Neuzeit im Spiegel der Verfügungen der landesfürstlichen Behörden* (S. 141 - 158), wobei sie weniger einen sozialgeschichtlichen Zugang als vielmehr die Frage nach dem Rechtsstatus armer Studenten verfolgt. Eingangs gibt sie die Vielschichtigkeit von Armutdefinitionen zu bedenken und verortet ihr Thema forschungsgeschichtlich, denn studentische Armut sei bisher weder in sozial- noch universitäts-

geschichtlicher Perspektive eigens behandelt worden, erst recht nicht für die Frühe Neuzeit. Arme Studenten - eine in sich stark differenzierte Gruppe - seien meist nicht primär, sondern sekundär arm gewesen, indem sie die Kosten für Studium und Lebensunterhalt nicht decken konnten. Zunächst beurteilt Denk statistisch die Armutsquote an der Universität Wien, die stets sehr anziehend gewirkt haben muß; war bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts fast die Hälfte der Immatrikulierten kein Vollzahler, so sank deren Anteil bis zum späteren 16. Jahrhundert kontinuierlich ab, um danach wieder deutlich anzusteigen. Dann analysiert sie die Haltung der Universität zu ihren Armen, die von Indifferenz geprägt gewesen sei, indem arme Studenten nicht vom Studium abgehalten wurden, es allerdings außer den üblichen Gebührenbefreiungen auch kaum Bestimmungen zu deren Gunsten gegeben habe, wie auch die meisten Stipendien nicht an Arme gerichtet gewesen seien. Das eigentliche Interesse Denks gilt aber der landesfürstlichen Arme-Studenten-Politik, was eingeordnet wird in die allgemeine Armen- und Bettlergesetzgebung für Wien seit dem ausgehenden Mittelalter, immer mit einem Seitenblick auf die reichsweiten Strukturen und Entwicklungen. Dabei macht Denk zwei Phasen aus: Bis ins spätere 17. Jahrhundert seien arme Studenten weitestgehend geduldet worden, sie hätten - nach zeitgenössischer Kategorisierung - als würdige Arme, denen auch Betteln erlaubt blieb, gegolten, deren tatsächliches Studieren jedoch obrigkeitlich kontrolliert wurde. Seit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert seien Arme dagegen verstärkt als störend empfunden - „Armut wurde zunehmend mit der geistigen Unfähigkeit zum Studium gleichgesetzt“ (S. 156) - und den Universitäten rigorosere Maßnahmen empfohlen worden; bei wirklich existenter Armut und Studieneignung sollte allerdings statt des Bettelns eine streng überwachte Förderung durch Stipendienstiftungen gewährleistet sein. Besonders bei den maria-theresianischen Reformen zur Mitte des 18. Jahrhunderts seien diese Tendenzen verstärkt aufgegriffen worden, eingebettet in gesamteuropäische Trends des 17. und 18. Jahrhunderts mit dem Ziel, ärmere Schichten, speziell den Bauern- und Handwerkerstand, von einem Studium abzuhalten.

Sektion III *Quellen und Quellenerschließung* nimmt zu Beginn erneut das Verhältnis von *Universität und Stadt* in den Blick, das Peter Csendes in seinem Beitrag mit dem Untertitel *Universitätsangehörige im Spiegel städtischer Quellen am Beispiel Wiens* (S. 161 - 167) jetzt aus quellenkundlicher Sicht beleuchtet. Er hebt hervor, daß mit der Gründung der Universität der Stadt in mehrfacher Hinsicht ein Gewinn entstanden sei, sich dadurch aber auch eine in sich ziemlich inhomogene Gruppe von durch Privilegien aus dem städtisch-bürgerlichen Rechtskreis herausgehobenen Stadtbewohnern in Wien einfand. Auch Csendes weist auf das Scheitern der Pfaffenstadt als einem topographisch konstituierten Rechtskreis hin, wohingegen im Stubenviertel die universitäre Infrastruktur in die der Stadt integriert wurde, was ein gegenseitiges „Miteinander in der Enge der Stadt“ (S. 163) nach sich zog. In den städtischen Quellen seien vor allem die daraus resultierenden Probleme präsent, wenn auch sicher nicht der große Konflikt, sondern die

Vielfalt alltäglicher Reibereien das Verhältnis bestimmt habe, wofür einige Beispielhinweise gegeben werden. Überlieferungsmäßig fehlt allerdings das städtische Pendant zu den Rektorats- und Fakultätsakten: die Rats- und Gerichtsprotokolle, so daß die Wahrnehmung von der Einseitigkeit der universitären Quellen verzerrt und demnach etwa auch keine spezifische städtische Universitätspolitik festzustellen sei. Als Ersatz macht Csendes auf serielle Quellen der Stadt aufmerksam, nämlich Kammeramts- und Oberkammeramtsrechnungen, Urkunden, Grund- und Stadtbücher, die mit Hilfe prosopographischer Auswertungen dennoch ertragbringend herangezogen werden könnten. Einen Schwerpunkt bilden darin natürlich die ohnehin der Bürgerschaft nahestehenden Professoren, deren Interaktion mit der Stadt - Gründung von Familien, Erwerb von Immobilien, Einkünften und Vermögen, Konnubien im beruflichen Umfeld, persönliche Netzwerke, Erwerb des Bürgerrechts, Übernahme städtischer Ämter - Csendes detailliert exemplifiziert. Abschließend kennzeichnet er das gegenseitige Verhältnis als „privilegierte Partnerschaft“ (S. 167) und fordert weitere systematische prosopographische Forschungen auf Basis der noch kaum ausgeschöpften universitären und jetzt vor allem städtischen Quellen.

Einer ganz anderen Quellengattung, den archäologischen Funden und Befunden, hat sich Thomas Kühnreiter in seinem mit 16 Abbildungen illustrierten Beitrag *Universitätsgeschichte aus Schutt und Scherben. Die Wiener Universität bis zur Errichtung der Jesuitenuniversität 1623 - 1654 aus archäologischer Sicht* (S. 169 - 205) verschrieben. Gegenstand ist der Gebäudekomplex der sogenannten Alten Universität im Nordosten der Wiener Innenstadt, wo es - Kühnreiter schaltet eine ausführliche Forschungsgeschichte vor - von 1997 bis 2002 zu Notgrabungen im Bereich von Kolleghof und Alter Aula kam, deren Ergebnisse er nochmals diskutieren will. Bereits zur voruniversitären Besiedlung des Stubenviertels nimmt er eine modifizierende Datierung - nicht vor 1200 - vor; es schließt sich ein Exkurs zum Bautyp des Kollegiums, das seinerseits am Klosterbau mit seinem zentralen Innenhof orientiert war, an. Das erste Hauptkapitel gilt der Baugestalt der Universität von 1384 bis 1623/24, beginnend mit der Gründung des Herzogskollegs, wofür bestehende Steinbauten, teils Bürgerhäuser, für den Universitätsbetrieb adaptiert wurden. Sehr detailliert erörtert Kühnreiter anhand einer ganzen Reihe von spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Abbildungen Bauform und Baugeschichte dieses Gebäudes, stets mit Blick auf die Schriftquellen, die allgemeinen Kenntnisse zum Bautyp des Kollegiums und die bisherige Forschung. Weiterhin widmet er sich dem Bau der sogenannten Neuen Schule (Alte Aula) seit 1423/25, aber auch von weiteren Institutionen des 15. und 16. Jahrhunderts wie den Bursen und Kodreien, wo er umfangreiche Quellenstellen bietet. Den radikalsten Einschnitt für die Universität habe jedoch deren Übernahme durch die Jesuiten 1623/24 bedeutet, die bei der Errichtung ihres Akademischen Kollegs, das alle Universitätseinrichtungen in einem Komplex mit angeschlossener Kirche und Aula zusammenfassen sollte, insgesamt 15 Bürgerhäuser, drei Bursen und die zwei zentralen Universitätsgebäude gründlich beseitigen ließen. Ein zweites Hauptkapitel gilt der Baugeschichte und Archäologie; hier interpretiert Küh-

treiber einige zentrale Befunde der neuesten Grabungskampagnen und kann - wegen der geringen Grabungsfläche allerdings nur eingeschränkt möglich - bis auf Einzelheiten die bisherigen Erkenntnisse weitestgehend bestätigen. Das letzte Hauptkapitel gilt dem archäologischen Fundgut, wo der Versuch unternommen und dieser auch theoretisch fundiert wird, spezifisch universitäre Gegenstände aus den ca. 40.000 Einzelfunden in Abgrenzung zur allgemeinen urbanen Hinterlassenschaft, die sich im Bauschutt einer solchen Großbaustelle naturgemäß finde, auszusortieren. Kühltreiber kann eine Fundhäufung bei Schreibutensilien, Buchbeschlägen und -schließen, dann bei Spielzeug in Form von Tonmurmeln und Beinpfeifchen sowie bei Religiosa wie Gnaden- und Wallfahrtsmedaillen feststellen - dazu gibt es auch einige Abbildungen -, doch ist die Zuordnung zur Universität oft nicht signifikant. So auch bei einer keramischen Pferdestatue aus der Zeit um 1600, die er abschließend sehr ausführlich hinsichtlich Funktionszusammenhang, Herstellungstechnik und kunstgeschichtlicher Einordnung untersucht und möglicherweise als Bestandteil einer universitären Sammlung anspricht.

Der Nachlass Paul Uibleins - eine bedeutende Quelle zur Erforschung der Frühgeschichte der Universität Wien. Ein Werkstattbericht (S. 213 - 219) von Johannes Seidl beschließt die Sektion, in der zuletzt also das Wirken des wohl wichtigsten Forschers zur spätmittelalterlichen Wiener Universitätsgeschichte im 20. Jahrhundert sichtbar wird. Anfangs gibt Seidl ein paar biographische Daten zu Uiblein (1926 - 2003), dessen Nachlaß in das Archiv der Universität Wien kam, wo er seitdem archivisch erschlossen und teils auch digital aufbereitet wird. Hauptwerk Uibleins neben zahlreichen universitätsgeschichtlichen Studien ist die monumentale Edition der ***Acta Facultatis Artium Universitatis Vindobonensis*** für den Zeitraum 1385 bis 1416; einen weiteren Schwerpunkt bildet das Werk des Wiener Theologieprofessors Thomas Ebendorfer. Der Nachlaß umfaßt einerseits Literatur, nämlich die Handbibliothek mit mehr als tausend Bänden zur Wiener und allgemeinen Universitätsgeschichte, teils umfangreich annotiert, dazu etwa anderthalbtausend Sonderdrucke und Fotokopien sowie eine Literaturkartei mit mehr als 3000 Titeln. Andererseits Manuskripte im Umfang von 233 Mappen in 35 Archivschränken, darunter Transkriptionen der Rektoratsakten (1382 - 1422, 1466 - 1472, 1472 - 1476, 1476 - 1480), der Akten der Artistenfakultät (1416 - 1447, 1447 - 1497) und der Juristenmatrikel (1401 - 1500), teils mit Sachanmerkungen. Halbfertiges findet sich auch für die prosopographische Erschließung der in den Akten genannten Personen, so Karteikarten für die Bakkalare (1416 - 1447, 1472 - 1497), die Magister (1447 - 1473, 1473 - 1497) und die Juristen (1401 - 1500), die zum Teil archivisch bearbeitet wurden. Es bleibt zu hoffen, daß der Wunsch Seidls, daß diese Materialien den Grundstein für die weitere Herausgabe der Quellen zur Wiener Universitätsgeschichte bilden könnten, bald tatsächlich erfüllt wird - auch die Edition des ebenfalls vieltausendseitig transkribierten Isaias-Kommentars Ebendorfers.

In Sektion IV *Humanistische und jesuitische Einflüsse* steht zuerst ein weiterer Protagonist der Wiener Universitätsgeschichte, jetzt allerdings vom Anfang des 16. Jahrhunderts, im Zentrum, genauer *Die Lehrtätigkeit des Konrad Celtis in Wien. Ein Rekonstruktionsversuch* (S. 223 - 233) in einem Beitrag von Helmuth Grössing. Celtis (+ 1508), in Wien mit der Leitung des 1501 von König Maximilian I. eingerichteten *Collegium poetarum (et mathematicorum)* betraut, gilt als der „deutsche Erzhumanist“ (S. 224), der den Lehrbetrieb an den Universitäten radikal im Sinne der *studia humaniora* zu erneuern suchte. Nach eigener Aussage von 1504 habe er zahlreiche Studenten für die *litterae* begeistern können, woraufhin Grössing nach der inhaltlichen Ausrichtung von Celtis' Wiener Vorlesungen fragt; er versucht dies, da andere Quellen versagen, anhand von dessen literarischem Werk, insbesondere des Epos ***Quattuor libri Amorum***, in Bezug auf drei naturphilosophische Themenfelder zu beantworten. Zuvor klärt Grössing noch Celtis' Philosophieverständnis, die für ihn „die Betrachtung der Gesamtheit der Dinge und des Baues der Welt sowie der göttlichen Vollmacht“ (S. 226), speziell aber auch Naturphilosophie als Weltgesamtsicht und -erklärung, also Naturwissenschaften in humanistischem Verständnis, bedeutet habe. In der Kosmologie, der Lehre von den Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten der sichtbaren Welt - Celtis hat 1504 eine Vorlesung über die acht Bücher der Geographie des Ptolemaeus gehalten - behandelt er Probleme der Himmelsmechanik, aber auch der Psychologie. In der Kosmographie, der deskriptiven Erforschung von Erde und All im Sinne von Geographie und Meteorologie, konstatiert Grössing geographisch-landeskundliche Elemente im gesamten Werk Celtis'; Schwerpunkt der Beschäftigung hier sind die Gestirne und Sternbilder. In der Astrologie, deren Berechtigung im Verbund mit der Astronomie Celtis prinzipiell anerkannte, setzt er sich detailliert mit Wissen und Praktiken der Sterndeutung, gerade auch mit seinem eigenen Geburtshoroskop, auseinander. Für alle drei Themenfelder referiert Grössing stichpunkthaft einige Grundgedanken Celtis' und charakterisiert diesen insgesamt nicht als kreativen Forscher, da dessen Leistungen eher rezeptiv-didaktisch ausgerichtet gewesen seien. Celtis' Stellung in der sogenannten zweiten Wiener mathematischen, also humanistisch-naturwissenschaftlichen Schule beruhe auf der Gründung des *Collegium* - der ersten hohen Schule Deutschlands mit Verwirklichung des humanistischen Bildungsideals -, auch wenn er in organisatorischer Hinsicht seinem Institut keine beständige Existenz zu sichern vermochte.

Den etwas seltsam anmutenden Titel *Lukas Drinak alias iz Dobropolj alias Gutenfelder alias Bonicampius alias Agathopedius* (S. 235 - 244) hat Marija Wakounig für ihren Beitrag über einen anderen Wiener Universitätslehrer des 16. Jahrhunderts gewählt, in Parallelität zu dessen fünf Namensvarianten sie fünf Lebensabschnitte Lukas Gutenfelders (ca. 1499 - 1562) konstruiert. Als Privatperson pflegte Gutenfelder zeit seines Lebens eine intensive Freundschaft mit Sigismund von Herberstein, über die er früh mit dem Humanismus in Berührung gekommen sei - so mit dem Krainer Augustinus Prygl-Tyferus - und die sich auch in einer umfangreichen Korrespondenz niedergeschlagen hat. Als Student hatte Gutenfelder wohl bei Prygl gehört

und nach seiner *peregrinatio academica* das Studium 1530 in Wien beendet; schon zu dieser Zeit war er am Hof Erzherzog Ferdinands I. als Schreiber tätig, was ihn in maßgebliche Kreise der hohen Diplomatie eingeführt habe. Als akademischer Lehrer wirkte Gutenfelder seit ca. 1534 bis zu seinem Tod in Wien, seit 1537 als Inhaber des Lehrstuhls der *bonarum litterarum*, für dessen namhafte Vorgänger wie Konrad Celtis er kein unwürdiger Nachfolger gewesen sei, denn als „leidenschaftlicher Pädagoge“ (S. 239) habe er gerade die Bedeutung der humanistischen Studien für die anderen universitären Fachbereiche herausarbeiten wollen. Als Wissenschaftler galt Gutenfelder dagegen bisher als ganz unbedeutend; ein Anliegen Wakounigs ist es zu zeigen, daß dies wohl in dessen Vielbeschäftigkeit als Universitätslehrer und Funktionär, vor allem aber in der Tätigkeit als Privatsekretär Herbersteins auf dessen diplomatischen Missionen, begründet lag. Seine Leistungen seien jedoch speziell dadurch verschleiert, weil er im Sinne eines „Ghostwriter“ (S. 241) für Herbersteins Hauptwerk, die Finalrelation für dessen Reise ins Moskauer Reich 1517/18, verantwortlich zeichnete, ohne daß im Druck von 1549 darauf auch nur hingewiesen worden sei. Als „akademischer Multifunktionär“ (S. 242) schließlich hatte Gutenfelder mehrfach verschiedene Ämter an der Universität inne, insbesondere aber habe er maßgeblichen Anteil an der Umsetzung der Universitätsreform Ferdinands I. gehabt, die mit ihren drei Reformgesetzen (1533, 1537, 1554) letztlich zur Umwandlung der mittelalterlichen Privilegienuniversität zur frühneuzeitlichen Staatsanstalt führte. Hier habe Gutenfelder als zentrale Mittlerperson zwischen Landesherr und Universität fungiert - seit 1548 etwa als königlicher Superintendent - und der Reform innerhalb der Universität den Weg geebnet, wie Wakounig als eines ihrer „Teilergebnisse aus der wissenschaftlichen Werkstatt“ (S. 235) herausstellt.

Den Abschluß der Sektion wie des gesamten Bandes bildet der Beitrag von Gernot Heiss, im Vortrag *Die Anfänge der Jesuiten in Prag und Wien und die landesfürstliche Universitätspolitik*, jetzt *Die Wiener Jesuiten und das Studium der Theologie und der Artes an der Universität und im Kolleg im ersten Jahrzehnt nach ihrer Berufung (1551)* (S. 245 - 268) betitelt. Ferdinand I. hatte an die Berufung der Jesuiten die Erwartung geknüpft, die Wiener Universität, die sich in einer langjährigen tiefen Krise befand und zudem stark protestantisch geprägt war, im katholischen Geist neu zu beleben. Im Zentrum stand das Theologiestudium, wo die Jesuiten durch die Übernahme von zwei der drei Professuren und die Stellung geeigneter Studenten für die Ausbildung eines loyalen Pfarrklerus sorgen sollten; zudem sollte ein öffentliches philosophisches Studium im Kolleg die Artistenfakultät unterstützen und so eine auch weltliche treukatholische Elite herangezogen werden. In einem ersten Hauptkapitel zur Ausführung dieses Plans zeigt Heiss jedoch, daß die Erwartungen nicht erfüllt werden konnten, da aus Mangel an Studenten keine wesentliche Zunahme der Theologieabsolventen zu verzeichnen war und auch das bald eingerichtete theologische Hausstudium auf lange Zeit keine volle Klasse stellen konnte. Die Philosophie im Kolleg - unterrichtet wurden die Humaniora, Sprachen und die Artes - litt zwar ebenfalls am Mangel an geeigneten Lehrkräften, erfreute sich allerdings zumin-

dest in den unteren (Sprach-)Klassen eines regen, auch nichtjesuitischen Zulaufs, während die oberen Klassen selbst im Orden kaum die erhoffte Anziehungskraft zu entfalten vermochten. Wie Heiss mit Hilfe von detaillierten Einblicken in den Lehrplan feststellt, sei das Lehrangebot von Anfang an zwar vielfältig, aber unstrukturiert gewesen, weshalb auch kein vollständiger Klassenkursus habe aufgebaut werden können. In einem zweiten Hauptkapitel legt er dann anhand zahlreicher Quellenstellen ausführlich die Diskussion dar, die sich zwischen Jesuiten, Universität und Landesherr aus der bald aufgestellten Zielvorgabe des Ordens, das Studium in Wien ganz unter jesuitische Kontrolle zu bringen, ergab. Der Hardliner Johannes/Juan de Victoria strebte eine Übernahme möglichst aller Theologie- und Artesprofessuren an, gleichzeitig zum Ausbau des um Theologie und den gesamten artistischen Fächerkanon erweiterten Hausstudiums mit eigenem Promotionsrecht. Damit ging er auf Konfrontationskurs zur Universität, die weder ein ordensinternes Theologiestudium noch die absolute Öffentlichkeit des kolleginternen Philosophiestudiums und erst recht nicht die Graduierung dortiger Studenten - ob im Kolleg oder durch die Universität - akzeptieren wollte. Der um Deeskalation bemühte Petrus Canisius befürwortete dagegen einen Rückzug aus der Universität und die Öffnung des Kollegstudiums für alle Interessierten, plante sogar die Errichtung eines eigenen Adelskollegs. Ein jesuitisches Promotionsrecht wäre allerdings letztlich einer zweiten Universität in Wien gleichgekommen, weshalb Ferdinand I. trotz aller Förderung der Jesuiten diesen Schritt zugunsten seiner Universität versagte; erst 1623/24 sollte das Studium endgültig von den Jesuiten übernommen werden.

Dem aufmerksamen - und das heißt hier: mitzählenden - Leser könnte aufgefallen sein, daß anstatt der 15 in dem Tagungsband enthaltenen Aufsätze bisher nur 13 in ihren Kernaussagen kurz zusammengefaßt wurden; der Rezensent weigert sich, die verbliebenen zwei Aufsätze in gleicher Weise zu besprechen. Denn wenn Meta Niederkorn-Bruck in Sektion II zwischen den Beiträgen von Christian Hesse und Ulrike Denk *Die Stimme der Universität Wien im mehrstimmigen Satz des Wissenskonzertes im ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert* (S. 113 - 140) erklingen läßt, vergreift sie sich derart in den Saiten, Tasten oder Ventilen - um auch hier das von der Autorin so häufig bemühte Bild eines Orchesterkonzerts aufzunehmen -, daß die Lektüre schlicht zur Qual wird. Gleiches, wenn auch in etwas abgeschwächter Form, gilt für den zweiten, deutlich kürzeren Beitrag von Niederkorn-Bruck in Sektion III zwischen Thomas Kühtreiber und Johannes Seidl mit dem Titel *Die Universität und die Verschriftlichung ihrer Identität. Überlegungen zu den ‚Acta Universitatis Vindobonensis‘* (S. 207 - 212), im Vortrag noch *Die „Acta Universitatis seu Rectoratus Vindobonensis“, ein Editi- onsprojekt* genannt. Die Gründe für diese Verweigerungshaltung des Rezensenten, die nämlich eine Zusammenfassung der wesentlichen Aussagen der Beiträge geradezu verunmöglichen, sind für beide Aufsätze sowohl inhaltlich-konzeptioneller als auch sprachlich-stilistischer Natur. Zunächst sind sich die Beiträge - trotz der offensichtlich unterschiedlichen Titel - inhaltlich recht ähnlich, viele Gedanken erscheinen austauschbar; bekanntlich ist der

erste Aufsatz erst für den Tagungsband dazugekommen, was dann aber eben auch die Abstimmung der jetzt zwei Beiträge untereinander erfordert hätte. Zudem wurde besonders beim ersten Beitrag das eigentliche Anliegen, wie es im Titel formuliert ist, verfehlt: Die Universität Wien kommt anstelle von Themen der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte im Kloster Melk - ein Steckenpferd Niederkorn-Brucks, das freilich durchaus seinen Beitrag zur Wiener Universitätsgeschichte zu erbringen vermag - kaum mehr zur Sprache, die zusammenfassenden Bemerkungen wirken doch sehr bemüht, noch einmal den Bezug herzustellen. Überhaupt fehlt eine stringente Aufsatzkonzeption, ebenso eine echte Argumentationslinie; oft bleibt unklar, was die Autorin eigentlich will, manches ist ganz unverständlich, vieles wird lediglich angedeutet, nicht erklärt oder belegt, noch mehr angekündigt, dann aber nicht ausgeführt, und Gedanken kommen aus dem Nichts, enden im Nichts und tragen ohnehin nichts zur Sache bei. Sprachlich-stilistisch - und der Einwurf der Subjektivität derartiger Beurteilungen greift hier nicht - sind die Aufsätze eine Zumutung: Praktisch jeder Satz enthält Fehler, die unzähligen Komma- und Tippfehler, die sich auch in beinahe jedem der nicht wenigen lateinischen Quellzitate finden, sind dabei noch harmlos. Insbesondere fallen die syntaktisch-grammatikalischen Brüche auf, Sätze, die mit einer bestimmten Konstruktion beginnen, ohne diese infolge der vielschichtigen Verschachtelungen durchzuhalten, so daß das Satzende nicht mehr zum Satzanfang paßt oder auch ganz fehlt. Nicht beherrscht wird die Zeitenfolge, nicht die Getrennt- und Zusammenschreibung, teils auch nicht Groß- und Kleinschreibung, Wörter werden semantisch falsch benutzt, es gibt keinerlei Verständnis für die Funktion und Anwendungsweise des Gedankenstrichs, die Absatzgliederung ist nicht einsichtig etc. - es erübrigt sich, hier Beispiele zu geben. Dabei werden bei einer geduldigen Lektüre durchaus interessante und anregende, von Niederkorn-Bruck freilich schon wiederholt thematisierte Ansätze sichtbar, die jedoch wegen all der die Lesekonzentration extrem störenden Defizite und eines insgesamt sehr gewöhnungsbedürftigen Schreibstils nicht zur Geltung kommen. Dieses Unvermögen der Autorin hat System; in einer früheren Rezension mit einem Aufsatz Niederkorn-Brucks wurde noch erwogen, ob nicht vielleicht aus Versehen eine unredigierte Textfassung gedruckt worden wäre,⁴ doch fällt

⁴ ***Prudentia/Discretio und Norm - Sind Studium und Ordensleben vereinbar? (Eine Diskussion zur Melker Reform)*** / Meta Niederkorn-Bruck. // In: Universität, Religion und Kirchen / hrsg. von Rainer Christoph Schwinges. Red.: Daniel Dossenbach und Katrin Lozano. Unter Mitarb. von Janine Frey und Thomas Schwitter. - Basel : Schwabe, 2011. - X, 581 S. ; 23 cm. - (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte ; 11). - ISBN 978-3-7965-2737-1 : SFr. 120.00, EUR 84.50 [#2270]. - S. 231 - 265. - In der Rezension in ***IFB 12-3*** hieß es: „... so fällt insbesondere der Aufsatz von Niederkorn-Bruck sehr negativ durch zahlreiche grammatikalisch falsche oder gar unvollständige Sätze, unzählige Kommafehler, fehlende Wortendungen und selbst inhaltlich-konzeptionelle Brüche auf; fast macht es den Eindruck, als ob hier aus Versehen eine unredigierte Textfassung gedruckt worden wäre“ (<http://ifb.bsz-bw.de/bsz337101507rez-1.pdf>).

selbst in bestredigierten Publikationen die Autorin immer in gleicher Weise aus dem Rahmen. Dies ist somit allein der Autorin anzulasten, anzulasten ist allerdings der Redaktion und den Herausgebern, was Niederkorn-Bruck hier aber teils selbst ist, daß so etwas überhaupt gedruckt wird, denn - um es ganz deutlich zu sagen - die zwei Aufsätze sind in der vorliegenden Form nicht druckwürdig. Falls dies etwa auf dem Rezensenten unbekannte Gründe in der Biographie der Autorin zurückzuführen sein sollte, so hätte darauf zwingend hingewiesen werden müssen; anderenfalls hätte die Redaktion - wenn nicht mit dem Herausgeberduo identisch - den Mut beweisen müssen, die Beiträge wenn schon nicht ganz abzulehnen, so doch umfassendst zu korrigieren. Das Ergebnis ist peinlich, peinlich für die Autorin, peinlich auch für ihren Co-Herausgeber, peinlich für die renommierte Publikationsreihe und deren Herausgeber, peinlich ebenso für den Verlag. Es zeigt sich wieder einmal, wie unglücklich es ist, wenn Verlage offenbar alles drucken, ohne selbst einen Lektor die Manuskripte durchsehen zu lassen, weil sie keinen - oder keinen fähigen - mehr haben; in letzter Instanz hätte das Schlimmste noch verhindert werden können.

Mit Ausnahme der zwei Aufsätze von Meta Niederkorn-Bruck macht der vorliegende Band sonst einen sehr guten Eindruck, auch wenn die Redaktion noch etwas sorgfältiger hätte sein können, da sich durchaus auch in anderen Beiträgen einige Flüchtigkeitsfehler, insbesondere bei den Kommata, finden. Qualitativ sind die Aufsätze, wie bei einem Sammelband üblich, ziemlich unterschiedlich, sowohl vom eigenen Anspruch her als auch mit Blick auf die inhaltlich-konzeptionelle Ausrichtung, die argumentatorische Durchführung und die sprachlich-stilistische Umsetzung. Eine eigentliche Wertung der Aufsätze, die nicht nur verschiedenen Disziplinen, sondern auch verschiedenen Forschungstraditionen entstammen, ist hier nicht möglich, da dies ein tieferes Eindringen in den jeweiligen Diskussionsstand erfordern würde. Ob alle in der Einleitung benannten thematischen Aspekte des Bandes überhaupt zur Geltung kommen und inwieweit die einzelnen Beiträge ihren jeweiligen Sektionsauftrag erfüllen, sei einmal dahingestellt; die Stimme der Universität Wien im Konzert europäischer Bildungszentren wird jedenfalls dank der inhaltlichen Bandbreite immer wieder auf eine neue, teils auch ungewohnte Weise hörbar. Etwas mehr hätte man sich die Perspektive des Vergleichs, den Blick auf das Gesamtkonzert, gewünscht, der zwar in vielen Beiträgen hier und dort anklingt, aber nicht systematisch etwa auf spezifische Strukturbefunde angewendet wird. Die Ausstattung des Bandes mit Siglenverzeichnis, separatem Personen- und Ortsregister, Handschriftenverzeichnis und Liste der Autorinnen und Autoren ist gut, noch mehr wäre auch kaum möglich. Erfreulich sind zudem die Abbildungen - 24 schwarz-weiße für fünf Beiträge -, die meist allerdings nur illustrativen und keinen argumentativen Charakter haben; die drei Farbtafeln am Ende wiederholen alle schon gebrachte Abbildungen, so daß dies keinen Zusatznutzen darstellt und die Kosten dafür hätten gespart werden können. Insgesamt gibt der vorliegende Band ein facettenreiches Bild von den ersten dreihundert Jahren Wiener Universitätsgeschichte, das Lust macht auf weitere Veröffentlichungen im Zusammenhang mit dem 650jährigen Universi-

tätjubiläum 2014 - oder wie Karl Brunner es im Vorwort sagte: „Damit wird ein nachhaltiger Baustein dafür gelegt, daß vielleicht bei einem Jubiläum ... die übliche Selbstbesinnung auf einer soliden Grundlagenforschung aufbauend ihre Perspektiven zeichnen kann“ (S. 8).

Stefan Kötz

QUELLE

Informationsmittel (IFB) : digitales Rezensionsorgan für Bibliothek und Wissenschaft

<http://ifb.bsz-bw.de/>

<http://ifb.bsz-bw.de/bsz314843760rez-1.pdf>